

## Schopenhauer und „die Weiber“

Von Angelika Hübscher (Frankfurt am Main)

Das Bild Arthur Schopenhauers ist heute noch weithin mit Etiketten aus einer Zeit behaftet, die wenig von ihm wußte und dieses Wenige kritiklos von Generation zu Generation überlieferte. Da ist Schopenhauer, der *Bonvivant*, der Epikureer, der Askese predigt, aber selbst in Saus und Braus lebt<sup>1)</sup>; der *bourgeois* Philosoph, der für soziale Beziehungen und Verhältnisse kein Verständnis hat; der Pessimist, der keinen Sinn für das jedem Menschen unentbehrliche Gefühl von ein wenig Glück oder Zufriedenheit, der keinen Humor hat; der von Eitelkeit zerfressene erfolglose Autor, dessen Ruhmsucht sich bis zum Größenwahn steigert — und da ist auch Schopenhauer, der Weiberfeind, der Frauenhasser (der Ausdruck „Misogyn“ macht die Sache nicht besser): in einer im übrigen ausgezeichneten Fernsehsendung von 1975 hieß es: „Er war ein Weiberfeind, jeder weiß es, was war er sonst?“<sup>2)</sup>

Man darf alles über und gegen Schopenhauer sagen und schreiben; bedenkenlos legt man ihm in Anekdoten und Gesprächen Ausdrücke in den Mund, die er nie getan hat, die aber gut in das althergebrachte Bild passen, so — ein belegbares Beispiel — das berüchtigte Wort Nietzsches: „Vergiß die Peitsche nicht, wenn Du zum Weibe gehst!“ Daß Nietzsche übrigens in einem nachgelassenen Fragment kurzerhand fordert hat: „Die Weiber fort!“ ist weithin unbekannt.<sup>3)</sup> Der Weiberfeind *par excellence* ist Schopenhauer. Da mag Voltaire, wie es heißt, geurteilt haben: „Die Frau ist ein menschliches Wesen, das sich anzieht, schwatzt und sich wieder auszieht“, oder Napoleon: „Les femmes n'ont pas de rang“; da mag Fichte vom „zweiten Geschlecht“ geredet haben, das „der Natureinrichtung nach um eine Stufe tiefer steht als das erste“<sup>4)</sup> — niemand nimmt es übel: im *Riesenwerk* Voltaires geht ein solcher Anspruch unter, Napoleons Erfahrungen mit Frauen und seine Urteile über sie haben nichts mit seiner Größe zu tun, im Rahmen des *Gesamtwerks* Fichtes muß man derlei Äußerungen akzeptieren: Schopenhauer allein werden die seinen nicht verzeihen, obwohl das vielberufene Kapitel „Ueber die Weiber“, das man ihm besonders ankreidet, knappe 14 Seiten und damit weniger als ein halbes Hundertstel des *Gesamtwerks* umfaßt, wobei ich die Nachlaßausgabe mit ihren sechs Bänden, die Briefe und Gespräche ebenso wenig zähle wie die Vorreden zu den Werken.

Bei der Überprüfung der Literatur über Schopenhauers Stellung zur Frau machten wir die erstaunliche Entdeckung, daß das Thema als solches wenig behandelt worden ist. Gewiß streifen alle Schopenhauer-Darstellungen seine Beziehungen zur Frau, angefangen bei dem ersten Biographen, Wilhelm Gwinner, bis zu Kuno Fischers berühmter, oft gehässiger Darstellung, die lange Zeit das Schopenhauerbild in der Welt bestimmt hat. Fischer schreibt: „In seiner Schrift [*sic!*] ‚Ueber die Weiber‘ hatte . . . Schopenhauer eine Satire voller Spott und Hohn, voller Gift und Galle über Frauenreiz und Frauenverehrung ergossen. Indessen hat diese Theorie den praktischen Einwirkungen der weiblichen Reize auf ihn nie den mindesten Eintrag getan“; dann aber: „in seinen späteren Schriften erscheint er, wie es dem Pessimisten ziemt, als der ausgemachte Misogyn.“<sup>5)</sup> Theodor Fontane schreibt: „Ueber die Weiber“ sei „das Gequakel eines eigensinnigen, vorurteilvollen, persönlich vergrätzten alten Herrn“<sup>6)</sup> — selbst eine vorurteilsvolle und vielleicht persönlich vergrätzte Aussage? Die einstmals berühmte Schrift Hans Blüchers „Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesell-

schaft<sup>7)</sup> bezeichnet Schopenhauer ohne jeden Nachweis zugleich als „Bordellbesucher ohne Frauenliebe“ und zugleich als verkappten, aber „unzweideutigen Homoerotiker“.<sup>7)</sup> Diese Aussage wird freudig übernommen von einer „psychoanalytischen [*sic!*] Studie“, „Die Wurzeln des Frauenhasses bei Arthur Schopenhauer“, die, fast nur mit Hypothesen arbeitend („sicher“, „sicherlich“, „man muß annehmen, daß . . .“), Schopenhauer als in der Kindheit und Jugendzeit der Mutter hörig bezeichnet. Nach dem Tod des angeblich verhassten Vaters sei er in gewissem Sinne am Ziel seiner infantilen Wünsche nach der von ihm selbst einzunehmenden Herrscherstellung des Vaters und dem Alleinbesitz der Mutter gestanden. Der Frauenhaß Schopenhauers sei nichts als die aus der Angst geborene Entwertung des Weibes, eine Angst, die wiederum dem Schuldgefühl dem toten Vater gegenüber entstamme. „Die Angst vor dem Weibe machte Schopenhauer unfähig zur heterosexuellen Liebe . . .“ Die „psychoanalytischen“ Purzelbäume werden immer höher, wenn Schopenhauer fast in einem Atemzuge als Don Juan und als Homoerotiker bezeichnet wird. „Das Weib hat er zum seelenlosen Wesen, zur bloßen Sache entwertet, die gleichgeschlechtliche Liebe aber verboten ihm die ethischen Hemmungen in seinem Innern. Somit war ihm der Weg zum Glück der Liebe überhaupt verbaut.“<sup>8)</sup> Eine zweite Dissertation, aus dem Jahre 1936, über Schopenhauers Stellung zur Frau<sup>9)</sup>, bringt wortreich moralisierende Ausführungen, die meist auf der 3. Auflage der Gwinnerschen Biographie fußen; ihr Irrtum von Anfang an: der Titel spricht ausschließlich von der „Metaphysik der Liebe“, über die sich der Verfasser selbst ungemein jugendlich gefühlvoll äußert, Schopenhauer aber spricht allein von der „Geschlechtsliebe“. Eine weitere Stellungnahme zu Schopenhauers Äußerungen über das Thema findet sich im 2. Band des umfangreichen Werkes von Annemarie und Werner Leibbrand: „Formen des Eros. Kultur- und Geistesgeschichte der Liebe“. Die Autoren sind sachlicher, graben aber kaum tiefer: allerlei Wiederholungen aus der Studie Eichlers; die eigenen Urteile beschäftigen sich vor allem mit der „Metaphysik der Geschlechtsliebe“. Biographische Ungereimtheiten stimmen den Leser auch den sachlichen Urteilen gegenüber mißtrauisch: „Johanna Schopenhauer heiratete den Banquier [!] Floris Sch. Sie . . . lebte zunächst [!] in Hamburg, . . . Sie schrieb einen Roman ‚Gabri‘ [*sic!*] . . . , ferner über Joh. v. Eyck [es war ein Aufsatz!] . . .“<sup>10)</sup> Simone de Beauvoir aber, in ihrem berühmten Buch „Das andere Geschlecht“<sup>11)</sup> kommt auf Schopenhauer gar nicht zu sprechen, obwohl sie Dichter und Philosophen aller Art zitiert. Sie mag, wie der Autor des Buchs „Denker gegen den Strom“<sup>12)</sup> gedacht haben, daß im Rahmen seiner Gesamtlehre Schopenhauers Aussagen über „das zweite Geschlecht“ nicht schwer genug ins Gewicht fallen.

Noch in anderen Werken wird das Thema gestreift — im Ganzen gesehen ist das Ergebnis dürftig, und in der Tat: Die Zeit für eine spezifische Behandlung der Frage der Stellung Schopenhauers zur Frau scheint erst heute reif zu sein, da nicht nur die Werke, sondern der wichtige handschriftliche Nachlaß, die Gespräche und die Briefe in historisch-kritischen Ausgaben vorliegen, man also den *ganzen* Schopenhauer kennt. Da nun freilich löst sich das Etikett, das man ihm angeheftet hatte, von selbst ab. Im Gefüge seines Systems wie seines Lebens sind weder echter Frauenhaß noch grundsätzliche Abwertung der Ehe, noch unzulässige Hochjubelung des Wertes der Männer als Bausteine enthalten. Im Gegenteil: das Studium gerade der Briefe zeigt, daß Schopenhauer der Liebe und Anhänglichkeit sehr wohl fähig war, daß von einer „summarischen Abwertung“ der Frau keine Rede sein kann. — Es wird gut sein, die gewünschten sicheren Informationen in Zukunft bei Schopenhauer selbst zu holen. Zunächst ist dies ganz persönlich gemeint. Haben Frauen eine Rolle im Leben des „Weiberfeindes“ gespielt und welche Rolle?

Da sind die beiden Frauen, die jeder kennt, dem der Philosoph nicht ganz fremd ist: Johanna, die Mutter; Adele, die Schwester. Die Mutter, hochbegabt, jung, mit dem weit älteren schwermütigen Handelsherrn Heinrich Floris Schopenhauer ver-

heiratet, der ihr — sie schreibt es selbst — als junger Frau den Himmel auf Erden bereitere, den sie aber nicht liebt und später, als er erkrankt, so gut wie ignoriert. „Da mein Vater siech und elend an seinen Krankenstuhl gebannt war, wäre er verlassen gewesen, hätte nicht ein alter Diener sogenannte Liebespflicht an ihm erfüllt. Meine Frau Mutter gab Gesellschaften, während er in Einsamkeit verging, und amüsierte sich, während er bittere Qualen litt. Das ist Weiberliebe.“<sup>13)</sup> Der Tod des ungeliebten Mannes erschien der Witwe fast wie Erlösung, sie verstand es, sich sehr schnell ein eigenes Leben aufzubauen. Man kennt ihren Salon in Weimar, den Goethe gern besuchte, man weiß, daß sie eine schlagfertige, witzige, lebendige und lebenslustige Frau war. Sie „kam gut an“ — bei Fernerstehenden; sie hatte nicht nur in der guten Gesellschaft, sie hatte auch bei Männern Erfolge; eitel und unklug erzählt sie von ihren Verehrern dem entsetzten Sohn, der den Tod des Vaters noch nicht verwunden hatte, der eben begann, die Kinderschuhe auszuziehen — in einer Zeit, in der man die Mutter noch als Muttergestalt, nicht als sex-erfüllte Frau sehen möchte. Bald kam eine Weimarer Beziehung Johannas, die nicht mehr so harmlos war: sie lebte mit dem Regierungsrat Müller von Gerstenbergk zusammen, sie opferte ihm den Sohn: die Mißlichkeiten sind sattsam bekannt. Johannas Briefe zeigen eine geschäftstüchtige, harte, strenge Frau, die sich noch mehr vom Sohn entfernt als er von ihr; von der willenlos ihr ausgelieferten Tochter verlangt sie die unbedingte Gefolgschaft, die der Sohn ihr nicht leisten kann, sie vergeudet ihr Vermögen, so daß Adele später von der Güte anderer abhängt; einem fremden jungen Mann, Carl von Holtei, spendet sie die Mutterliebe, die sie dem eigenen Sohn versagt.<sup>14)</sup> Über den Tod der treuen langjährigen Dienerin Sophie verliert sie — im Gegensatz zur gutherzigen Adele — kein Wort; man kam ja gerade von einer Vergnügungsreise zurück. Anselm von Feuerbach hat sie in seinem Tagebuch erstaunlich klar gezeichnet: „Hofrätin Schopenhauer, eine reiche Witwe, macht von der Gelehrsamkeit Profession. Schwatzt viel und gut, verständig, ohne Gemüt und Seele. Selbstgefällig nach Beifall haschend und stets sich selbst belächelnd. Behüte uns Gott vor Weibern, deren Geist zu lautem Verstande aufgeschloß ist. Der Sitz schöner weiblicher Bildung ist allein in des Weibes Herzen.“<sup>15)</sup>

Johanna wurde, man weiß es, eine bekannte Schriftstellerin, man kennt ihr wenig taktvolles Urteil über die Dissertation ihres Sohnes: das sei wohl etwas für Apotheker. Er mußte allerdings lange Zeit auf Anerkennung warten, während sie selbst sich ihrer Berühmtheit noch erfreute, als sie Weimar verließ, wo sie sich nicht mehr halten konnte. Sie hatte auch Gerstenbergk nicht halten können, obwohl sie ihm sogar ihre Tochter zur Ehe angeboten hatte: er verheiratete sich mit einer anderen Frau. Johanna starb 1838. Heute sind ihre Romane, Novellen und Reiseschilderungen weithin vergessen, aber ihr selbst begegnet jeder, der Schopenhauer liest: „Mutterliebe bleibt oft aus, wenn die Kinder erwachsen sind, zumal wenn die Mutter den Vater nicht geliebt hat“ — „die wirkliche Mutter wird, nach dem Tode des Mannes, oft zur Stiefmutter ...“ — „Weiber sind, weil zu sehr auf Äußeres gerichtet (Flitter, Staat, Pracht) und weil ‚Societät‘ ihr eigentliches Element ist, zur Verschwendung geneigt, zumal da keine Vernunft hemmt.“ Deshalb: „Weiber [sollten] niemals über eigentliches ererbtes Vermögen, also Kapitalien, Häuser, Landgüter, freie Disposition haben ...; keinesfalls Vormundschaft über Kinder erhalten ...“<sup>16)</sup>

Keinesfalls Vormundschaft über Kinder: Schopenhauer hatte miterleben müssen, wie aus dem lebendigen, heiteren, gescheiten Kind und jungen Mädchen Adele eine überspannte, verbitterte und zuletzt auch ihm fast wie eine Fremde begegnende alte Jungfer wurde ... „... weil ich Dich zu wenig kenne ...“, schrieb sie ihm 1844<sup>17)</sup>, fünf Jahre vor ihrem frühen Tode: sie war zehn Jahre jünger und starb elf Jahre früher als er. Auch ihr begegnen wir in seinen Werken: Wenn er über das verliebte Getändel junger Mädchen schreibt, mag er an den reichlich schwärmerischen Kult

gedacht haben, den Adele und ihre Jugendfreundin Otilie von Pogwisch, später August von Goethes Frau und übrigens Schopenhauers gute Freundin bis zu seinem Tode, mit dem Premierleutnant Heinke getrieben haben.

Adele lebte zu lange unter dem Schatten der Mutter und des „häuslichen Familienunglücks“ Gerstenbergk. Die glänzenden Anlagen, die sie aufwies, nach dem Urteil Schopenhauers gegenüber Goethe („sie muß ein außerordentliches Mädchen geworden sein“<sup>18</sup>), und vieler Freunde und Bekannten, darunter der Annette von Droste-Hülshoff<sup>19</sup>), wurden von der Mutter erstickt; ihre Scherenschnitte, ihre kleinen Bücher sind ephemere Leistungen eines Menschen, in dem wohl weit mehr gesteckt hätte; von ihrem Bruder wurde sie, die wie er sich der echten Herzensgüte verpflichtet fühlte, ferngehalten, obwohl sie ihn wirklich geliebt hat; sie bezeichnete ihn als „sehr edlen Menschen“, dem man „trauen“ könnte<sup>20</sup>). Im übrigen hat auch Schopenhauer, ihre Gegenbriefe lassen es spüren, sie wirklich geliebt, als einziges weibliches Wesen, das er „anders als sinnlich lieben“ konnte<sup>21</sup>). Daß diese schöne vertrauensvolle Beziehung zwischen den altersverschiedenen Geschwistern nicht ungetrübt erhalten bleiben durfte, ist nicht die geringste Verfehlung Johanna Schopenhauers an ihrem Sohne.

Hat sich, bei solchen Erfahrungen, Schopenhauer nun wirklich von allen Frauen distanziert, sie höchstens als Mittel zum nicht gerade heiligen Zweck gebraucht? Hat er sein Leben als unglücklicher, einsamer Hagestolz verbracht?

Das Bild des jungen Schopenhauer von Ludwig Sigismund Ruhl gibt die Antwort: Der Mund zeigt eine gewisse Weichheit, ja Sinnlichkeit — und in der Tat: Schopenhauers Leben war geprägt von einer starken Hinneigung zu dem, was man heute mit dem Sammelbegriff „Sex“ bezeichnet. Ein Jugendgedicht spricht davon: es beginnt: „Oh Wollust, oh Qual, oh Hölle . . .“<sup>22</sup>) Im viktorianischen Zeitalter, in dem die ersten Schopenhauer-Biographien geschrieben wurden, galt das als ein schweres Manko. Wilhelm von Gwinner spricht in der 3. Auflage seiner Schrift von „abnorm starker Heftigkeit der Triebe“. Schopenhauer sei glücklich gewesen, daß er im Alter (der einzigen Periode, in der Gwinner ihn kannte) „eine endliche Erlösung von der dämonischen Gewalt der Leidenschaft empfunden habe“; Gwinner schildert das in seiner blumigen Weise: „Bei diesem Thema floß der Mund des Greises über von erhabenen Gedanken . . ., von tief ergreifenden Gefühlen . . ., er sah das Feuer, das so lange in seinen Adern gesprüht, lächelnd erlöschen, und der Verlust der Genüsse ward ihm zum höchsten Genuß. Vor allem schätzte er sich . . . glücklich, dem Taumel der Aphrodisien entrückt zu sein; denn in diesem Punkt war das Selbstgenügen des Jünglings auf schwachen Füßen gestanden.“<sup>23</sup>)

Schopenhauer hatte also eine völlig normale Beziehung zu Frauen, hatte weit mehr mit ihnen zu tun, kannte sie besser aus praktischer Erfahrung heraus als etwa Kant oder Nietzsche.

In Hamburg, als ganz junger Mensch, soll er mit seinem französischen Jugendfreund Anthime Grégoire de Blésimaire ein lockeres Leben<sup>24</sup>) geführt haben — wir kennen keine Einzelheiten. Aber wir wissen, daß er in Weimar, um 1809, das erlebte, was man gern eine platonische Liebe nennt: sie galt der Schauspielerin und Geliebten Karl Augusts, Caroline Jagemann. Über sie sagte der 21jährige zu seiner Mutter: „Dieses Weib würde ich heimführen, und fände ich es steinklopfend an der Landstraße“<sup>25</sup>) — ihr widmete er sein einziges Liebesgedicht<sup>26</sup>). In Dresden, um 1817, hatte er eine Liaison mit einer Kammerzofe: sie bekam eine Tochter, die nach wenigen Monaten starb. Adele Schopenhauer wußte davon, sie schrieb ihm, das Mädchen jammere sie sehr; „Ich hoffe zu Gott, Du hast sie nicht betrogen; denn Du bist ja gegen alle wahr, warum denn gegen so ein armes, schwaches Ding nicht?“<sup>27</sup>) In ihrem Tagebuch urteilt sie dann über die Affäre: „Er [be]nimmt sich indessen rechtlich und gut.“<sup>28</sup>) Im Herbst 1818 reiste Schopenhauer zum ersten Mal nach Italien; dort griff

Amor, der, wie er selbst sagt, zu Recht mit verbundenen Augen geschildert wird, wieder zu, und gleich zweifach: wir wissen um das eine Erlebnis aus Papieren, die 1975 erstmals veröffentlicht worden sind<sup>29)</sup>, und um das andere aus Briefen Adeles. Eine kleine Venezianerin hatte Schopenhauers Herz gewonnen, ein heiteres, dem Gesang und der Poesie zugetanes, nicht gerade sittenstrenges, aber durchaus sympathisches Mädchen aus dem Volke, Teresa Fuga; auf der gleichen Reise hatte er eine ihn tief anrührende Begegnung mit einer geheimnisvollen Frau, einer Dame vom Stande, wie man damals sagte, von hohem Stande, wie gewisse Briefe Adeles erraten lassen.<sup>30)</sup> Diesmal war es ihm sehr ernst, er dachte an Heirat. Es scheint, daß eine schwere Krankheit der Frau diesen Plan scheitern ließ.

In Berlin begegnete er 1821, also mit 33 Jahren, der Choristin Caroline Medon — in zwei Schopenhauer-Jahrbüchern sind ihre Briefe veröffentlicht.<sup>31)</sup> Es war eine Beziehung, die, trotz Carolines wiederholter, wohl auch materiell begründeter Untreue, zehn Jahre lang anhielt (mit der Unterbrechung von Schopenhauers zweiter Italienreise). In einem „Lebensbericht“ an den Jugendfreund Anthime aus dem Jahre 1836 schrieb er darüber: *„J'avois depuis 10 ans une liaison secrette avec une fille, que j'aimois beaucoup: depuis des années elle avoit promis de me suivre quand je quitterois Berlin, ce que j'avois toujours en vue: le moment vint soudain, & elle manqua à sa promesse: sans doute elle avoit quelques liens de famille, mais il ne falloit pas promettre. Cela m'a fait beaucoup de peine . . . elle étoit le seul être qui m'étoit vraiment attaché: les circonstances l'ont vaincue.“*<sup>32)</sup>

Die *circonstances*, die widrigen Umstände, die Caroline besiegt hatten, waren ein unehelicher (nicht von Schopenhauer stammender) Sohn, den die Medon, da er sich als zur Ausbildung im Tanz geschickt erwies, „mein Kapital“ nannte. Dieser Junge war damals zwischen 11 und 13 Jahren alt — Schopenhauer wollte das Kuckucksei nicht in dem zu gründenden Frankfurter Nest haben: Kann man es ihm verübeln? Trotzdem ist der Philosoph ohne jede Bitterkeit gegen Caroline gewesen, er hat, als sie dem inzwischen berühmt Gewordenen zum 70. Geburtstag schrieb, noch mit ihr korrespondiert und ihr in seinem Testament eine erkleckliche Summe hinterlassen. Die Geschichte hat etwas Rührendes an sich — rührend im Blick auf Schopenhauer, der dieser nicht unberechnenden Frau lange Jahre selbst zumindest die innere Treue gehalten hat; er kommt in den Augen des posthumen Lesers der Dokumente besser weg als sie.

Als Schopenhauer nach der Rückkehr von seiner zweiten Italienreise Caroline Medon zunächst anderweitig „engagiert“ vorfand, scheint er zunächst wieder an eine Heirat gedacht zu haben: eine Ehe sei doch ein „Halt in der Gesellschaft, den ich als Junggeselle nicht gewinnen kann“. Das Mädchen, Flora Weiß, wollte den „ollen Schopenhauer“ nicht, *wenn* man ihr glauben darf: sie ist unsere einzige Quelle.<sup>33)</sup>

In Frankfurt hatte Schopenhauer seine „*petite liaison, très nécessaire*“<sup>34)</sup> Auch aus der kleinen Liaison ging eine Tochter hervor, für die Schopenhauer gleich nach der Geburt in einer Art Testamentsbrief an Adele die nötige Fürsorge traf, die aber ebenfalls schon früh verstarb.

Dem Gedanken an eine Heirat, den er lange Jahre gehegt hatte, sagte er in den Frankfurter Jahren endgültig ab. Schon mit 34 Jahren hatte er in seiner Brieftasche notiert: „Die Frage, ob es besser sei zu heiraten oder nicht, läßt sich in sehr vielen Fällen darauf zurückführen, ob Liebessorgen besser sind als Nahrungssorgen“<sup>35)</sup> — eine allgemeine, für alle Volksschichten, aber sicher nicht minder für ihn selbst geltende Feststellung. Aber noch schwankte er: „Ich verbinde mit dem Wunsche, ein Weib zu besitzen, das mir ganz angehöre, den Plan, in eine Landstadt zu ziehen, wo ich keine Gelegenheit habe, Bücher zu kaufen — ein Bedürfnis, von dessen Befriedigung meine Ökonomie in Berlin für den Fall der Verheiratung bedroht ist.“<sup>36)</sup> Dann jedoch wird die Erkenntnis immer stärker, daß sein Leben ein „heroisches“ (weil

allein dem Geiste gewidmetes) sei und er sich „also nicht dadurch betrüben dürfe, daß ich bedenke, wie mir abgeht, was zu einem regelmäßigen Lebenslaufe des Individuums gehört, Amt, Haus, Hof, Weib, und Kind . . .“<sup>37)</sup> Die Erkenntnis wird „bei gewissenhafter Selbstprüfung“ zur Einsicht, daß er nicht habe heiraten dürfen, weil er, ohne Erwerb jedem Sturm ausgesetzt, allein stehen müsse; er habe den natürlichen Lebensweg verlassen und sehe den eigentlichen Zweck seines Lebens jenseits der Grenze seiner persönlichen Existenz liegen.<sup>38)</sup> 1836, an den Freund Anthime, schreibt er: *„Mon revenu diminué me suffit encore, vivant en garçon, en chambre garnie, dinant à table d'hôte, le tout sans luxe, mais déceimment j'ai le nécessaire & rien de plus, & je remercie le sort, de n'avoir ni femme n'y [sic!] enfants.“*<sup>39)</sup> Die Rekonstruktion seiner von Gwinner vernichteten Aufzeichnungen εις εαυτόν (über sich selbst) zeigt diesen Erkenntnisweg immer deutlicher an, bis ihm zum Schluß sogar alle „verheirateten Philosophen und Dichter schon als solche verdächtig sind, ihre Sache zu suchen, nicht das Heil der Wissenschaft und der Kunst.“<sup>40)</sup> Denn „Frau und Kinder“ gehören „nicht zu dem, was einer hat; da er von diesen vielmehr gehabt wird.“<sup>41)</sup>

Schopenhauers Verzicht bedeutet aber keineswegs, daß er die Institution der Ehe als solche abweist, obwohl er, auch im Gedanken an die Ehe seiner Eltern, gelegentlich bittere Worte findet. „Ehe heißt, das Mögliche zu tun, um einander zum Ekel zu werden.“<sup>42)</sup> — *„Matrimony = war and want! Single blessedness = peace and plenty.“*<sup>43)</sup> Aber er begrüßt eine ihm gut und passend erscheinende Heirat von Freunden aufs bereitwilligste, so etwa, wenn er dem jungen Adam von Doß schreibt: „Möge der Himmel Ihnen Ihr häusliches Glück lange und ungetrübt erhalten!“ — „Übrigens freut es mich, daß Sie sich mit ihr so beglückt finden: es ist ein seltener Fall . . .“<sup>44)</sup> Oder wenn er seinen Anhänger David Asher wissen läßt: „Weit entfernt, Ihre Verlobung zu tadeln, vorausgesetzt, daß Ihre Umstände dem Vorhaben angemessen sind, finde ich dieselbe ganz recht und wünsche Ihnen Glück dazu und danach.“<sup>45)</sup>

Und immer sind die Frauen seiner Freunde in liebenswürdiger Weise im Briefwechsel einbezogen: „Vor allem meinen verbindlichsten Dank Ihrer Frau Gemahlin, die sich einer Arbeit unterzogen hat, welche für eine Dame doch gewaltig abstrakt und metaphysisch ist. Und wenn ich mir dieses junge Ehepaar denke, das seine Stunden opfert und Mühe verwendet, um an meinem Ruhme zu arbeiten, — so kann das wahrlich einen alten Kerl rühren.“<sup>46)</sup>

Zusammenfassend: Schopenhauer war in seinen jungen Jahren kein Asket, andererseits reichten seine Erfahrungen längst nicht an das heran, was, ich zitiere einen bekannten Satiriker und Essayisten der Gegenwart, „heute jeder Hilfsbuchhalter erreichen kann, der einmal im Jahr nach Mallorca fährt.“<sup>47)</sup> Er war ein Mann mit normalen Empfindungen und Impulsen; er ist jahrelang mit dem Gedanken an eine Heirat umgegangen, dann haben materielle Überlegungen und später vor allem das wachsende Gefühl einer echten Berufung zum einsamen Leben ihn davon abgebracht; seine persönliche Haltung Frauen gegenüber blieb durchaus natürlich, von *Haß* ist keine Spur zu finden; sogar seine Mutter hat er nicht „gehaßt“, hätte er sonst bis zum Ende seines Lebens ihr Bild in seinem Zimmer gehabt? Und das Ende dieses Lebens wurde noch einmal von der Freundschaft mit einer Frau überglänzt: Die junge Bildhauerin Elisabeth Ney schuf seine Büste — sie besuchte ihn dazu öfters, sie wußte den alten Herrn sichtlich zu nehmen, man saß nebeneinander auf dem schlichten Sofa, das, wie die Büste, heute im Schopenhauer-Archiv in Frankfurt steht, und trank Kaffee; zufrieden, fast glücklich, erzählte Schopenhauer seinen Freunden: „Da komme ich mir dann vor wie verheiratet.“<sup>48)</sup> „Wir harmonirten wundervoll.“<sup>49)</sup>

So ist Schopenhauer wohl nur in seinen Werken der Weiberfeind, der Frauenhasser? Der übliche Zwiespalt also zwischen Theorie und Praxis, zwischen Lehre und Leben, den man ihm so gerne anlastet? Wir untersuchen zunächst das Kapitelchen

„Ueber die Weiber“ und die Abhandlung „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ und sehen uns auch nach verstreuten Bemerkungen im Gesamtwerk und im Nachlaß um. Die beiden Stücke, in denen „die Weiber“ ausdrücklich behandelt werden, sind in den Jahren 1844 und 1851 im Druck erschienen; aber ganze Teile stehen, zumindest im Ansatz, bereits in den Manuskriptbüchern von 1815 bis 1824, andere in der „Ethik“ (1841). Es ist für ihr Verständnis zunächst zweckmäßig, ihren geistesgeschichtlichen Standort zu bestimmen: als Kundgebung gegen das sich seit langem mehr und mehr abschwächende Lebensgefühl der Romantik (dem Schopenhauer in seiner Jugend zugeneigt war) und, über die Romantik hinweg, als Rückbesinnung auf das klassische Menschenideal: Wilhelm von Humboldt hat in seiner Abhandlung über die männliche und weibliche Form das Urbild dieses klassischen Menschentums aufgestellt; die beiden Geschlechter tragen zwar gemeinsame menschliche Züge, aber beide in ihren von Ewigkeit her bestimmten, durch ihre zeitlose Form und Gestalt bestehenden Grenzen. Die Romantik hat für dieses Frauenideal der klassischen Zeit nur Hohn und Spott gehabt. (Die Verlesung der „Glocke“ — „und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder . . .“ im Kreis der Karoline Schlegel wurde mit stürmischer Heiterkeit aufgenommen.)

Man weiß, wie sehr das romantische Lebensgefühl sich im Auseinanderfallen in äußerste Gegensätze zeigt: Auf der einen Seite gab es noch den Typus der dienenden, duldbaren Frau: so in den Briefen der Braut Schleiermachers, sie redet ihn an „Du Herrlicher und ich Armselige“, und der Meta Klopstock: „Oh wie ist mein Klopstock so sehr für mich und so sehr über mich, als ich haben will, daß es ein Mann sein soll.“ Das Motiv lebt weiter in der Gestalt der Genoveva Tiecks, in der gleichnamigen Oper Schumanns, in den Radierungen Ludwig Richters. Noch die späte Romantik kennt es, in der Lyrik Chamisso und Eichendorffs. Noch am 8. 1. 1874 faßt Cosima Wagner (geb. 1837!) ihr „ganzes Wesen“ in ein Gebet: „Mit Richard zugleich zu sterben! Nur solange hinieden zu wandeln, als . . . mein armseliger Geist seinen Geist schauen und erfassen kann . . .“<sup>50</sup> Auf der anderen Seite aber entsteht der Typ des Machtweibes, der Amazone: die Adelheid im Götz, Heinses Hildegard von Hohen-thal und dann die Gestalt, die für diesen Typus des Frauentums in der Romantik führend wird: Kleists Penthesilea, die Goethe als Abweichung von der reinen Form verabscheut hat, dazu noch etwa Zacharias Werners Wanda und Brentanos Libussa. Die Romantik verkündete die Befreiung der Frau, ja sie kämpfte gegen die bestehende Ehe, aber sie suchte die Erhöhung nicht in der Ungebundenheit der Frau, sie kämpfte für die echte und wahre gegen die falsche konventionelle Ehe. Friedrich Schlegel zwar schlug das Experiment der Tetragamie, der Ehe zu viert, vor, aber nur als Übergangslösung bis zu der Zeit, da alle Ehen „wirkliche Ehen“ seien. In seiner Nachfolge nimmt übrigens auch Schopenhauer vorübergehend diesen Gedanken auf, aber mehr aus sozialpolitischen Gründen, im Gedanken an die zahllosen alten Jungfern, *old spinsters*, die eines der großen gesellschaftlichen Probleme des 19. Jahrhunderts bildeten.<sup>51</sup> In seinem „Katechismus für edle Frauen“, der sich allerdings ausschließlich an die Frauen der höheren Stände wendet, lehrt Schleiermacher: „Laß Dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre!“ Solche Forderungen gehen in die seit den ersten Anfängen in Frankreich und im England des späten 18. Jahrhunderts zusehends aufsteigende Frauenbewegung ein. Die Frauenemanzipation ist dem neuen, die Grenze zwischen Mann und Frau zerbrechenden romantischen Menschenbilde eng verbunden, ja man kann sie fast ein Kind der Romantik nennen. Sie wird durch die wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen — die Industrialisierung hatte die Frauenarbeit zur Folge — über den engen Bereich der Bildung und Erziehung hinausgetragen in den Kampf des 19. Jahrhunderts um die politische und rechtliche Gleichstellung der Frau, der von den engagiertesten Vorkämpferinnen der Frauenrechte leider auch ohne Rücksicht auf die naturgegebene Eigenart und die be-

sonderen Aufgaben der Frau geführt wurde. Der Begriff eines häuslichen, nachempfindenden Frauentums aber sollte, in neuer Rückbesinnung auf das klassische Menschenideal, in der Literatur erst später, etwa in Kellers oder Raabes Werken in neuer Bewunderung der Naturkräfte des Weibes, seiner Mütterlichkeit (Rousseau!), seiner Aufopferungsfähigkeit wieder aufleben, im viktorianischen Frauenbild finden wir ihn weitverbreitet in unangenehmer Verzerrung.

Schopenhauers Äußerungen über Liebe und Ehe, über die Frau schlechthin sind nun keineswegs als *Protest* gegen romantische Zielsetzungen oder gegen politische Entwicklungen gemeint oder, mit Nietzsche zu reden, als Sturm gegen die „Entweiblichung“, gegen das egalitäre Frauenbild von Romantik und bürgerlicher Aufklärung. Sie führen die Erörterung sachlich unter der Voraussetzung der bleibenden, allgemein menschlichen, naturgebundenen Gegebenheiten, die, wir sagten es schon, zuletzt in der Klassik ihren Rang erhalten hatten. Aber Schopenhauer protestiert doch: gegen eine neue Übersteigerung des Weibtums, die ihm im Typus der „europäischen Dame“ seiner Zeit vor Augen stand, des rein gesellschaftlich (im Sinne von *Snobiety*) orientierten, auf Elegance, Mode und Männerbewunderung ausgehenden, zur Oberflächlichkeit erzogenen weiblichen Wesens, dessen Vorherrschen und Tonangeben der Verderb der modernen Gesellschaft geworden sei (hier kommt das Wort „Gesellschaft“ bereits in der heutigen Bedeutung vor): das Ausgerichtetsein auf Familie, Haushaltsführung und eine gute Fraulichkeit fehlen dieser „Dame“ völlig<sup>52</sup>) — auch hier denkt Schopenhauer gewiß an seine Mutter.

Und nun sind wir schon inmitten der berühmt-berüchtigten Paragraphen „Ueber die Weiber“. Sie stehen auf den letzten Seiten der „vereinzelt, jedoch systematisch geordneten Gedanken über vielerlei Gegenstände“ — schon dieser Untertitel zeigt ihren Stellenwert. Schopenhauer selbst bezeichnet diesen letzten Teil der „Parerga und Paralipomena“ (der Nebenwerke und des Übriggebliebenen — schon der Titel sagt Einiges aus!) kurzerhand mit allerhand „Allotria“<sup>52a</sup>) — ein Zeichen, wie er selbst diese kürzeren Niederschriften eingeschätzt hat. Seine zum Teil wohl auch provokatorisch gemeinten, zum Teil nüchtern-psychologischen Beobachtungen in „Ueber die Weiber“ bieten *nicht* die grundlegenden Daten für eine Untersuchung über Schopenhauers Stellung zur Frau; die wahre Grundlage bietet sich nur in seiner, mit dem Gesamtsystem eng zusammenhängenden Abhandlung zur „Metaphysik der Geschlechtsliebe“. Aber gerade die Abschnitte „Ueber die Weiber“ sind für die Beurteilung von Schopenhauers Haltung der Frau gegenüber repräsentativ geworden, an ihnen hat sich, allerdings erst verhältnismäßig spät, eine oft ungerechte, manchmal fast haßerfüllte Polemik entzündet: schon der Titel wird heute als verächtlich abwertend empfunden: „Wie unsinnig und haltlos und zugleich empörend heuchlerisch Schopenhauers Anklagen in Bezug auf die Behandlung der Frauen im Judentum sind, läßt sich am besten durch einen Vergleich der eigenen Haltung des Philosophen zu den ‚Weibern‘, wie er sie zu nennen pflegt, [erweisen]“ (Brann, unser Kursivdruck).— „... der Unterschied [zwischen Schillers und Schopenhauers Wertung der Frau] findet schon in der Wahl des Plurals ‚Weiber‘ seinen vollen Ausdruck ... , weil dem Plural ‚Weiber‘ etwas Verächtliches anhaftet“ (Lersch).<sup>53</sup>) Dabei benutzt Schopenhauer nur das zu seiner und noch in späterer Zeit, ja bis in die 30er Jahre unseres Jahrhunderts übliche Wort für die Frau schlechthin, das erst später den unangenehmen Beigeschmack erhalten hat, der ihm heute eignet (während das Adjektiv „weiblich“ nirgends Anstoß erregt). Ja, er nimmt selbst dem Wort jede „schlimme Bedeutung“: „Das Wort **W e i b e r** ist ganz unschuldig und bezeichnet ohne alle Nebenbedeutung nur das Geschlecht.“<sup>54</sup>) Eine genaue Untersuchung des kleinen, für Schopenhauers Ruf so folgenschweren Kapitels ergibt, wenn sie mit der angemessenen Wahrhaftigkeit und Sachlichkeit durchgeführt wird, eine Reihe von durchaus positiven Wertungen des weiblichen Geschlechts. Schon die Eingangsworte sind kaum als

Abwertung zu betrachten: „Besser als Schillers ... Gedicht ‚Würde der Frauen‘, sprechen, meiner Meinung nach, diese wenigen Worte Jouys das wahre Lob der Weiber aus: *„Sans les femmes, le commencement de notre vie serait privé de secours, le milieu de plaisir et la fin de consolation* („ohne die Frauen würde der Anfang unseres Lebens der Hilfe, die Mitte der Freuden und das Ende des Trostes entbehren“). Schopenhauer zitiert noch einen Vers Byrons, dann sagt er: „Beides bezeichnet den richtigen Gesichtspunkt für den Wert der Weiber.“ Er spricht von der angeborenen Kindlichkeit und Gegenwartsgebundenheit der Frau, — : „So viele Nachteile dies alles zwar mit sich führt, so hat es doch das Gute, daß das Weib mehr in der Gegenwart aufgeht als wir, und daher diese, wenn sie nur erträglich ist, besser genießt, woraus die dem Weibe eigentümliche Heiterkeit hervorgeht, welche sie zur Erholung ... und zum Troste des sorgenbelasteten Mannes eignet.“ Bereits im 2. Band der „Welt als Wille und Vorstellung“ schreibt er: „Durch das Vorherrschen der intuitiven Erkenntnis über die abstrakte excelliren die Weiber im täglichen Verkehr.“ „Schon der Anblick der weiblichen Gestalt lehrt, daß das Weib weder zu großen geistigen, noch körperlichen Arbeiten bestimmt ist. Es trägt die Schuld des Lebens nicht durch Tun, sondern durch Leiden ab, durch die Wehen der Geburt, die Sorgfalt für das Kind, die Unterwürfigkeit unter den Mann, dem es eine geduldige und aufheiternde Gefährtin sein soll“ (also, nach Schopenhauer, auch sein *kann*). Die heftigsten Leiden, Freuden und Kraftäußerungen sind dem Weibe nicht beschieden, sondern sein Leben soll stiller, unbedeutender und gelinder dahinfließen, als das des Mannes, ohne wesentlich glücklicher oder unglücklicher zu sein. Er findet weiter, daß es richtig ist, „nach Weise der alten Germanen auch die Weiber zu Rate zu ziehen“ ... „weil sie das Nächstliegende deutlicher sehen als das Fernere, und Ersteres sieht der Mann oft nicht.“ Außerdem „sind die Weiber entschieden nüchterner als wir, wodurch sie in den Dingen nicht mehr sehen als wirklich da ist“, — die Männer vergrößern oder „fügen Imaginäres hinzu“. Solche nüchtern-positiven Aussagen, die im übrigen durchaus zum klassischen Menschenideal zurückführen, sind auch in dem kurzen Weiber-Kapitel weiterhin zu finden.

Nun aber zu dem, was H. W. Brann „die Beschimpfungen“ nennt, mit denen Schopenhauer das weibliche Geschlecht überhäuft habe. „Die Vernunft, das Organ begrifflichen Denkens, ist bei der Frau schwächer entwickelt als beim Mann — erlangt dieser die Reife seiner Geisteskräfte kaum vor dem 28. Jahre, so das Weib mit dem 18. Aber es ist auch eine Vernunft danach: eine gar knapp bemessene ...“ Hierzu wird später etwas zu sagen sein, das diesen Ausspruch liebenswürdig mildert. „Der intuitive Verstand des Weibes sieht zwar in der Nähe scharf, hat aber einen engen Gesichtskreis, in welchen das Entfernte nicht fällt, auch nicht das Künftige, daher der Hang zur Verschwendung.“ Scharf sehen ist gut, ein enger Gesichtskreis nicht gut: Schopenhauer arbeitet hier häufig mit Antithesen: im gleichen Satz sagt er das Böse und mildert es oder umgekehrt.

Als einer der Grundfehler des weiblichen Charakters wird die Ungerechtigkeit genannt, entstanden aus dem Mangel an Vernünftigkeit und Überlegung. Und eine harte Stelle schließt sich an: Diese Ungerechtigkeit der Frauen wird „zudem noch dadurch unterstützt, daß sie, als die schwächeren, von der Natur nicht auf die Kraft, sondern auf die List angewiesen sind: daher ihre instinkartige Verschlagenheit und ihr unvertilgbarer Hang zum Lügen. Denn, wie den Löwen mit Klauen und Gebiß, den Elefanten mit Stoßzähnen ... , den Stier mit Hörnern ... , so hat die Natur das Weib mit Verstellungskunst ausgerüstet, zu seinem Schutz und Wehr, und hat alle die Kraft, die sie dem Mann als körperliche Stärke und Vernunft verlieh, dem Weibe in Gestalt jener Gabe zugewendet.“ Aber — das bedeutet ja, daß Schopenhauer die Frau für diesen Hang zur Verstellung zugleich fast entschuldigt, ihn *der Natur* anlastet, auch wenn er dann noch Falschheit, Treulosigkeit, Verrat und Undank aus diesen Grundfehlern ableitet. In diesem Zusammenhang streift er ein heute sehr

aktuelles Problem: „Von Zeit zu Zeit wiederholt sich überall der Fall, daß Damen, denen nichts abgeht, in Kaufmannsläden etwas heimlich einstecken und entwenden.“ (!) Bei der harten Beurteilung der Frau wegen ihres „Hangs zum Lügen“ muß man Schopenhauer seine fast übergroße Wahrheitsliebe zugute halten, die schon seine Mutter (die sonst kaum ein gutes Haar an ihm ließ) an ihm gerühmt hat.<sup>55)</sup>

Dennoch eignet sich das „in jedem Betracht zurückstehende zweite Geschlecht“ (vgl. den Ausspruch Fichtes!), das eine Art Mittelstufe zwischen Kind und Mann (dem eigentlichen Menschen) ist, vorzüglich zu Pflegerinnen und Erzieherinnen der ersten Kindheit und Jugend. Die „Mittelstufe zwischen Kind und Mann“: Rousseau nannte die Frau eine Art phantastisches Halbwesen, Schiller nannte Frauen mit geistigen Präntensionen: Kinder mit Riesenwaffen, ein Mittelding von Weisen und von Affen! — niemand nimmt es den beiden übel, aber wehe Schopenhauer!

„Der Gedanke, Weiber das Richteramt verwalten zu sehen, erregt Lachen“, — vor kurzem lasen wir in dem Bericht einer Juristin, man „nähme“ keine Staatsanwältinnen, denn „Frauen, die zu lange mit dem Strafrecht zu tun haben, verhärtet oder werden zu tolerant“<sup>56)</sup> — ist der Unterschied der inneren Haltung, über 125 Jahre hinweg, allzu groß? Und weiter — wenn man die Medien im Jahr der Frau verfolgt hat: ist seit Schopenhauers Ausführungen *die große Wandlung* im Urteil über die Frau eingetreten? Vielleicht ist es kein „Lachen“ mehr, mit dem auf Frauen in bestimmten Positionen oder Tätigkeiten reagiert wird — aber wie oft begegnen wir „einem gewissen Lächeln“ (und wenn etwa, ganz primitiv, von der Autofahrerin geredet wird!)?

Daß Frauen keine Riesenwerke von genialem Ausmaß geschaffen haben, auch nicht einmal in der ihnen am ehesten liegenden Malerei, ist eine Binsenwahrheit — auch wahrhaft geniale Männer sind nicht dicht gesät! Schopenhauer gibt zu, daß Ausnahmen vorkommen, er gibt auch zu, daß Frauen *Talent* haben können. Auch bei Männern sind Talente nicht allzu häufig. Aber einer der Kardinalfehler der Frauen ist, daß sie den unedlen Ehrgeiz des Mannes (*nota bene*: den unedlen) antreiben — bildet die den Mann zu beruflichen Leistungen über sein Vermögen hinaus antreibende Frau nicht heute noch ein aktuelles Problem, bis in moderne Fernsehstücke hinein? Esther Vilar, in ihrem Bestseller „Der dressierte Mann“, spricht das weit schärfer aus: gegenüber *ihren* Ausführungen über ihr eigenes Geschlecht nehmen sich Schopenhauers Aussprüche „Ueber die Weiber“ merkwürdig milde aus.

Abschließend der berühmte Satz: „Das niedrig gewachsene, schmalschultrige, breit-hüftige und kurzbeinige Geschlecht das schöne nennen, konnte nur der vom Geschlechtstrieb umnebelte männliche Intellekt . . . , mit mehr Fug könnte man das weibliche Geschlecht das unästhetische nennen.“ Ein harter Ausspruch, auch wenn das Wort „unästhetisch“ nicht in dem heute üblichen Sinn von unappetitlich, ungepflegt aufgefaßt werden darf. Aber ist er wirklich „Gift und Galle“ (Kuno Fischer), wirklich „Beschimpfung“ (Brann)? Warum haben Schopenhauers Ausführungen nicht gleich nach Erscheinen allgemeine Empörung erregt, sondern erst weit später? Weil sie zunächst aus der Zeit heraus zu verstehen sind: Die *Durchschnittsfrau*, auch der sogenannten gebildeten Stände, war damals, nach dem ersten Aufschwung während der Romantik, unbelesen, ungebildet, kindisch — und *sollte* es sein. Die allgemeine Meinung der viktorianischen Zeit, die im Gegensatz zu Aufklärung und Romantik das klassische Frauenbild verzerrt widerspiegelt, war diese: Frauen sind nur zum Haushalt begabt, und auch das können sie nicht, wenn man ihnen das Rechnen überläßt. Die jungen Mädchen wurden künstlich verdummt, die Ehefrauen hatten widerstandslos zu gehorchen. Dutzende von Romanen der Zeit, insbesondere englische, beschäftigten sich mit diesem Problem und der daraus entstehenden zweiten Emanzipationswelle. Man bekommt in der viktorianischen Trivilliteratur, die längst der Vergessenheit anheim gefallen ist, ein gutes Bild hiervon.<sup>57)</sup> Jede geistige, gar

wissenschaftliche Beschäftigung galt als unweiblich, ja als unanständig. Schon 1819 schreibt Adele Schopenhauer an den Bruder, der ihr gerade sein Hauptwerk geschickt hatte, sie habe es gelesen, dürfe aber mit niemandem darüber sprechen, sie „wollte lieber gestehen, das sittenloseste Buch gelesen zu haben, als ein Werk *der Art* — Du kennst die Narren nicht, mit denen ich lebe . . .“<sup>88</sup>) Mädchen wurden nur auf die Eroberung eines Mannes, auf Haushalt und Kinder programmiert. Schleiermachers „Katechismus für edle Frauen“ war vergessen.

Schleiermacher wandte sich, wie die meisten Verteidiger der Emanzipation (u. a. Hippel) vor oder zu Schopenhauers Zeit an die sogenannten „höheren Stände“. Schopenhauer aber sieht die Frau allgemeiner, gewissermaßen als klasseloses Wesen, er spricht von „Hans und Grete“, von den Frauen aller Stände, er beschäftigt sich, wir sahen es bereits, ausführlich mit dem brennenden Problem der alten Jungfer und versucht (sehr theoretische) Lösungen. Er spricht von der „schlimmen Sitte, daß Weiber Lasten, und oft sehr beträchtliche, auf dem Kopfe tragen. Dies muß nachteilig auf das Gehirn wirken, wodurch dasselbe beim weiblichen Geschlechte im Volke, sich allmählich deterioriert, und da von ihm das männliche das seinige empfängt, das ganze Volk immer dümmer wird.“ August Bebel begann, das Problem der Frau und ihrer Emanzipation, d. h., im Gefolge der Industrialisierung, ganz schlicht: der Besserung ihrer sozialen Lebensbedingungen, auf die „niedereren Stände“ zu verlegen; in „Die Frau und der Sozialismus“ schreibt er (der Schopenhauers Lehre von der Urkraft der Sexualität im übrigen begrüßt): „Schopenhauer hat für die Frau und ihre Stellung nur das Verständnis des Spießbürgers“ — hätte Bebel einige der oben bezeichneten Stellen und noch manche andere gekannt, er hätte anders geurteilt. Im übrigen wendet er sich nicht etwa nur gegen Schopenhauer, sondern ebenso gegen die meisten „unserer Anthropologen und Mediziner, die [wie der Philosoph] in ihr [der Frau] nur das Geschlechtswesen, nie das Gesellschaftswesen, sehen“<sup>89</sup>) — auch Schopenhauers Äußerungen über die Rolle der europäischen Dame in der Gesellschaft, im soziologischen Sinne, muß er übersehen haben.

Der Satz von „Hans und Grete“ — heute würde man „Lieschen Müller“ sagen —, der Hinweis also auf die Allgemeingültigkeit seiner Ausführungen, ohne Standesdenken, steht in Schopenhauers Abhandlung von der „Metaphysik der Geschlechtsliebe“. Schopenhauer selbst schätzte sie sehr: „Sie gehört zum Originellsten, was ich je geschrieben habe . . . ist ein Diamant.“<sup>90</sup>) Im Text selbst heißt es einleitend: „Es ist keine Kleinigkeit, worum es sich hier handelt; vielmehr ist die Wichtigkeit der Sache dem Ernst und Eifer des Treibens vollkommen angemessen. Der Endzweck aller Liebeshändel . . . ist wirklich wichtiger, als alle anderen Zwecke im Menschenleben, und daher des tiefen Ernstes, womit jeder ihn verfolgt, völlig wert. Das nämlich, was dadurch entschieden wird, ist nichts Geringeres als *die Zusammensetzung der nächsten Generation.*“

In dieser Hinsicht geht Schopenhauer das Thema an: mit tiefem, fast puritanisch anmutendem Ernst und doch ohne „viktorianische Scheu“.<sup>91</sup>) Er gliedert das Ganze in sein System ein, in dem der Wille zum Leben, die Urkraft alles Seins, auch in der *Urbeziehung* zwischen Mann und Frau die entscheidende Rolle spielt. Der Wille zum Leben ist es, der die ganz ursprüngliche Anziehungskraft zwischen den beiden Geschlechtern bewirkt, die „Leidenschaft“, die das Hauptthema fast aller dramatischen Werke ist, „der tragischen wie der komischen, ebenso wie der größten Teile der Poesie und der hohen Stöße von Romanen . . ., welche, in allen zivilisierten Ländern Europas, jedes Jahr regelmäßig wie die Früchte des Bodens erzeugt . . .“ „Man kann weder an der Realität noch an der Wichtigkeit der Sache zweifeln, und deshalb kann man sich nur wundern, daß sie, die im Menschenleben durchweg eine so bedeutende Rolle spielt, von den Philosophen bisher so gut wie gar nicht in Betracht genommen ist und als ein unbearbeiteter Stoff vorliegt.“ Was die niederen Grade und die bloßen

Anflüge jener Leidenschaft anlangt, so hat jeder sie täglich vor Augen und, solange er nicht alt ist, meistens auch im Herzen.“ Denen, die gerade selbst von dieser Leidenschaft beherrscht sind, wird Schopenhauers Ansicht, so meint er, zu physisch, zu materiell erscheinen; so metaphysisch, ja transzendent sie im Grunde ist.

„Was im individuellen Bewußtsein sich kundgibt als Geschlechtstrieb überhaupt und [noch] ohne die Richtung auf ein bestimmtes Individuum des andern Geschlechts, das ist . . . der Wille zum Leben schlechthin. Was aber im Bewußtsein erscheint als auf ein bestimmtes Individuum gerichteter Trieb, das ist . . . der Wille, als ein genau bestimmtes Individuum zu leben . . . Daß dieses bestimmte Kind erzeugt werde, ist der wahre, wenngleich den Teilnehmern unbewußte Zweck des ganzen Liebesromans.“ „Wie laut auch hier die hohen und empfindsamen, zumal aber die verliebten Seelen aufschreien mögen, über den derben Realismus meiner Ansicht; so sind sie doch im Irrtum. Denn, ist nicht die genaue Bestimmung der Individualitäten der nächsten Generation ein viel höherer und würdigerer Zweck, als jener ihre überschwenglichen Gefühle und übersinnlichen Seifenblasen? . . .“ Diese Bestimmung allein entspricht der Tiefe, mit der die leidenschaftliche Liebe gefühlt wird . . .

Das neue Individuum ist „gewissermaßen eine neue (platonische) Idee“, die mit der größten Gier und Heftigkeit nach ihrer Realisation in der Erscheinung strebt. Diese Gier und Heftigkeit ist die Leidenschaft der zukünftigen Eltern zueinander, sie wird dem Grade nach um so mächtiger sein, je individualisierter sie ist, d. h. je mehr das geliebte Individuum . . . geeignet ist, den Wunsch und das durch seine eigene Individualität festgestellte Bedürfnis des Liebenden zu befriedigen. Diese Individualisierung verfeinert sich mit der Verfeinerung der Individualitäten der jeweiligen Partner immer mehr, während „die unterste Stufe, die alltägliche Liebelei“, der auf alle gerichtete bloße Trieb ohne Individualisierung ebenso gemein ist wie der ohne Leitung des Schönheitstriebes befriedigte nur ein ekelhaftes Bedürfnis.

Da der Egoismus eine zutiefst wurzelnde Eigenschaft aller Individualitäten ist, hat die Natur den Kunstgriff erfunden, dem Einzelnen einen gewissen Wahn einzupflanzen, Wahn im Sinne von Täuschung, die wie eine Fata Morgana erscheint und wieder entschwindet. Schopenhauer nennt diesen Wahn Instinkt, man darf ihn nicht, wie das geschehen ist, mit dem Wahn des Irren verwechseln und pathologisch nennen! <sup>62)</sup> Diesem Instinkt zufolge wird das, was im Grunde bloß der *species* dient, durch den Sinn des Individuums als etwas diesem Kostbares wahrgenommen. Was also den Menschen leitet, ist ein Instinkt, der auf das Beste der Gattung gerichtet ist, während der Mensch selbst bloß den erhöhten eigenen Genuß zu suchen wähnt.

Der Zweckbegriff der Erhaltung der *species* Mensch steht im Vordergrund von Schopenhauers Ausführungen: der Zweck steht am Beginn jeder Liebesbeziehung, also ungesehen auch dort, wo kein Kind entstehen kann, ja, wo kein Kind entstehen soll. Sieht Schopenhauer nun das Eigenphänomen der Liebe gar nicht, erkennt er es nicht an? Wir meinen, das zweite Titelwort der Abhandlung gibt den Aufschluß: Schopenhauer hat nicht geschrieben „Metaphysik der Liebe“, sondern der „Geschlechtsliebe“ (s. S. 188), während seine Kritiker denken, er habe mit dem Wort Geschlechtsliebe die Vokabel „Liebe“ in all ihren Aspekten völlig ausgeschöpft. Das kann kaum etwas anderes bedeuten, als daß er hier nur von den Urvoraussetzungen, den Basiselementen der *erotischen* Beziehung zwischen den Geschlechtern sprechen will — nicht von den geheimen Hintergründen, den Imponderabilien, den sozio-ökonomischen Faktoren einer Ehe, einer dauernden Liebesbeziehung —, und er sagt das ja auch ausdrücklich: „Wohl zu merken, daß hier überall die Rede allein ist von der ganz unmittelbaren, instinktartigen Anziehung, aus welcher allein die eigentliche Verliebtheit erwächst. Daß ein verständiges und gebildetes Weib Verstand und Geist an einem Manne schätzt, daß ein Mann, aus vernünftiger Überlegung, den Charakter seiner Frau prüft und berücksichtigt, tut nichts zu *der* Sache, wovon es sich hier han-

delt. Dergleichen begründet eine vernünftige Wahl bei der Ehe, aber nicht die leidenschaftliche Liebe, welche unser Thema ist.“ Später sagt er nochmals ganz deutlich: „Indessen sei zum Troste zarter und liebender Gemüter noch hinzugefügt, daß bisweilen der leidenschaftlichen Geschlechtsliebe sich ein Gefühl ganz anderen Ursprungs zugesellt, nämlich wirkliche, auf Übereinstimmung der Gesinnung gegründete Freundschaft.“ Im Manuskriptbuch „Adversaria“ spricht er von „Anhänglichkeit“<sup>63)</sup>, — sie trete meistens dann hervor, wenn die eigentliche Leidenschaft in der Befriedigung erloschen ist. (Viele moderne Ehe-Psychologen führen bekanntlich die Schwierigkeiten, insbesondere des ersten Ehejahres, darauf zurück, daß so wenig bleibe, wenn die erste Verliebtheit vorüber und befriedigt ist.) Und an anderer Stelle findet er schöne Worte über die nicht nur-erotische Liebe: „... Das innerste Wesen der Liebe ist das Bewußtseyn ... des Liebenden, daß der andere Mensch von ihm selbst nur in der Erscheinung verschieden ist, dem Wesen nach aber beide Eins sind.“<sup>64)</sup> Und „Mischungen“ von Eros von Agape, *vulgo* der irdischen und der himmlischen Liebe „finden häufig statt und geben dann eine glückliche Ehe.“<sup>65)</sup>

Wir meinen, Schopenhauer habe in seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ das getan, was er beim Bau des Gesamtsystems getan hat; er schreibt darüber: „Meine Philosophie maßt sich nicht an, das Dasein der Welt aus seinen letzten Gründen zu erklären; sie läßt noch viele Fragen übrig.“<sup>66)</sup> So hat er auch hier nicht den gesamten Bereich menschlicher Liebes- und Ehebeziehungen darstellen wollen, eben so wenig wie er — wir werden es am Ende sehen — die *Gegensätzlichkeit* der Geschlechter bis in die letzten Tiefen seiner Lehre hineingetragen hat.

Welche *Wertung* gibt Schopenhauers Abhandlung „Metaphysik der Geschlechtslehre“ der Frau? Das neue Individuum, sagt er, erbt von der Mutter den Intellekt, während es den Willen, das ist den Charakter, vom Vater erbt. Ganz gleich, ob diese These haltbar ist — Schopenhauer hat, um ihre Richtigkeit darzustellen, eine Reihe von Müttern großer Geister aufgezählt und sicher auch an seine eigenen Eltern gedacht —, in jedem Fall stellt sie Mann und Frau als zumindest in diesem einen Punkt der Vererbung *gleichwertig* nebeneinander. Eine Frau, die ihren häufig großen Intellekt ihrem Kinde vererbt, kann nicht minderwertig sein. Des weiteren, — Alfred Dederer (57. Jahrb. 1976, S. 151) hat es bereits festgestellt: „Die Vernunft ist weiblicher Natur, sagt Schopenhauer im ersten Buch der Welt als Wille und Vorstellung, sie kann nur geben, nachdem sie empfangen hat: der Verstand bringt die anschaulichen Vorstellungen zustande, während die Vernunft sie in abstrakte Vorstellungen umwandelt und so das Denken in Begriffen erst möglich macht.“ „Weil wir Vernunft haben — aber die ist weiblicher Natur —, besteht für uns die Möglichkeit, in der Gnadenwirkung des Quietivs den Willen — der ja ganz offensichtlich männlicher Natur ist —, zu dämpfen, ihn sozusagen zur Vernunft zu bringen, oder man könnte auch sagen: sich durch Erkenntnis zu wandeln.“ Entschädigt das die Frauen nicht ein wenig dafür, daß Schopenhauer andernorts meint, die Vernunft der Weiber sei eine „gar knapp bemessene“ (vgl. S. 195)?

Ein Streifzug durch Schopenhauers Werke, insbesondere auch durch die neue Nachlaßausgabe, durch die „Gespräche“ und die „Gesammelten Briefe“ bringt noch manche Äußerungen des Philosophen über Frauen, über Liebe, über Ehe. Auch aus ihnen ist nichts herauszulesen, was die altüberlieferte Behauptung, Schopenhauer sei ein ausgepöchter Frauenhasser gewesen, bestätigt. Ein einziger Passus in einem Brief an Frauenstädt wiederholt in „Ueber die Weiber“ Gesagtes.<sup>66a)</sup> So bleibt am Schluß nur noch eine Frage: Wie stehen denn die „Weiber“ selbst zu Schopenhauer?

Schon 1888 ergreift eine Frau das Wort — in dem ephemeren Werkchen wandelt sie das Kapitel „Ueber die Weiber“ in Briefe Schopenhauers um und gibt witzig sein-sollende Antworten darauf.<sup>67)</sup> Im ersten Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft 1912 (S. 19—23) versucht Diotima = Henriette Hertz, Schopenhauer zu entschuldi-

gen, der sich „als Schriftsteller großen Schaden zugefügt, indem er in dem empfindlichsten Teile seinere Leserwelt eine nicht unberechtigte Entrüstung hervorrief“. Aber: für Schopenhauer sei eben das Weib ein Objekt des Denkens wie jedes andere Objekt, und wenn man die Paragraphen Schopenhauers Ueber die Weiber ohne Parteinahme durchgehe, werde man finden, daß er dem Weibe eine Aufgabe von höchster Verantwortung zuschreibt. Im ganzen stelle er überhaupt die Frau als das liebenswürdigere Wesen dar. In den zwanziger Jahren schreibt eine andere Frau, Maria Groener, wahre Hymnen auf Schopenhauer, dessen Haltung den Frauen gegenüber völlig mißverstanden werde. Sie ist im übrigen eine überspannte Frau gewesen, von rassistischen Gesichtspunkten getrieben, sie hat eine unglückliche „Neue deutsche Schopenhauer-Gesellschaft“ ins Leben gerufen, die heute noch in manchen Köpfen ausländischer Wissenschaftler herumspukt, obwohl sie bereits vor dem Beginn des Nationalsozialismus ihr Leben ausgehaucht hatte.

Henriette Hertz war nicht etwa die einzige Frau, die 1911 der gerade gegründeten Schopenhauer-Gesellschaft beigetreten war: Dreizehn andere weibliche Namen von insgesamt 210 zählt schon das erste Mitglie derverzeichnis. Seither ist der Anteil gestiegen. Schopenhauer, heißt es bei Befragungen, sei universal, er sei praktisch anwendbar, er sei verständlich; er biete in seiner Lehre jedem etwas, dem an Musik, an Ästhetik Interessierten, dem Menschen, der sein Leben unter ethische Gesetze gestellt habe, ja er biete dem mit dem Alltag Kämpfenden echte Lebenshilfe. Eine vor kurzem erschienene Dissertation freilich macht sich über diese Einstellung und über die ganze Schopenhauer-Gesellschaft selbst lustig. „Vielen freilich ist Schopenhauers *œuvre* mehr: Geistige Hilfe, philosophischer Zuspruch in allen Mißlichkeiten des Lebens.“<sup>67a)</sup> Aber — Lebenshilfe, „philosophischer Zuspruch in den Mißlichkeiten des Lebens“, war schon in der Antike eine wesentliche Aufgabe der Philosophie. Sie ist es, nach Thomas Mann etwa, heute noch. Die Eigenschaft, Lebenshilfe zu bieten, spricht die laut Schopenhauer mehr in der Gegenwart aufgehenden<sup>68)</sup> Frauen besonders an — und doch nicht nur sie.

Als letztes: Prüfen wir das Kapitel „Ueber die Weiber“ im Hinblick auf einen Zentralpunkt seiner Philosophie, die Mitleidsethik! „Frauen“, heißt es, „zeigen mehr Mitleid und daher mehr Menschenliebe und Teilnahme an Unglücklichen, weil das Gegenwärtige, unmittelbar Reale stärker auf sie wirkt als abstrakte Gedanken und Maximen.“<sup>69)</sup> „Die barmherzigen Schwestern übertreffen die barmherzigen Brüder.“<sup>70)</sup> So haben die Frauen eine Urbeziehung zum Kern von Schopenhauers Ethik. Sie haben eine natürliche Gabe für die Herzensgüte. Der höchste Wert aber, von dem Schopenhauer weiß, ist die Herzensgüte. „Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie, und ebenfalls die Schönheit überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens.“<sup>71)</sup> Da, wo Mitleid und Herzensgüte herrschen, gibt es kein zweites Geschlecht, keinen *sexus sequior*, mehr. Schopenhauers höchstes menschliches Gut umfaßt Mann und Frau in gleichem Maße.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1)</sup> Bezeichnend ein Beispiel für viele: „Les adeptes des Sociétés de culture morale . . . bien nourris, bien logés, bien chauffés, ils sont tout armés, à l'instar de Schopenhauer, *qui se tenait joyeux dans les meilleurs hôtels de l'Allemagne, sans négliger les chambrières . . .*“ (unser Kursivdruck) bei: M. E. Fournier de Flaix: *Pendant une Mission en Russie, 1ère Série: A travers l'Allemagne*, Paris 1894, S. 226 f. Geschrieben vor 82 Jahren, — aber auch heute noch: „Der Verneiner des Willens zum Leben führte das Privatleben eines Bonvivants“ bei Henry Walter Brann: *Schopenhauer und das*

Judentum. Bonn 1975, S. 2 f. — Vgl. dagegen die zeitgenössische, aber von den Zeitgenossen und der Nachwelt gern übersehene Feststellung: „... mit seinen geringen, altmodischen und unbequemen Möbeln, dem schmutzigweißen Pudel ... eine kahle und armselige Behausung, gleich der Wohnung eines armen Studenten ...“ bei Wilhelm Jordan: Episteln und Vorträge, Begegnungen mit Arthur Schopenhauer, S. 27 f., zitiert von Kuno Fischer in: Schopenhauers Leben, Werke und Lehre, 4. A., Heidelberg 1934 (= Gesch. der neueren Philosophie, Bd. 9), Anm. zu S. 75. (Die „unbequemen Möbel“ in ihrer Armseligkeit legen heute noch im Schopenhauer-Archiv Zeugnis für die bescheidene Lebensführung des Philosophen ab.)

<sup>2)</sup> Südwestfunk Baden-Baden, 15. 11. 1975. — André Fauconnet, in seinem „Essai sur la psychologie de la femme chez Sch.“ (3. Jahrb. 1914, S. 49—72), einer lebenswürdigen, aber nicht sehr ergiebigen Arbeit, nennt Sch. gar einen „misogyne ... par système“. Sch., der sich gegen die auch heute noch beliebte Abstempelung als „Misanthrop“ wehrte (Brief an Lindner vom 9. 5. 1853. In: Gesammelte Briefe, hrsgg. von Arthur Hübscher, Bonn 1977, Nr. 297), hätte den „Misogyn“ noch weniger akzeptiert!

<sup>3)</sup> Nietzsche: Werke. Kritische Gesamt-Ausg., Hrsg. Colli/Montinari, Abt. VII, Bd. 3, Nachgel. Fragmente, Herbst 1884 — Herbst 1885.

<sup>4)</sup> Napoleon zitiert von Sch. selbst P II, § 369, S. 657. — Fichte: Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre, Jena-Leipzig 1796 (= sämtl. Werke, III, S. 306 ff.).

<sup>5)</sup> Fischer a. a. O., S. 144, S. 67.

<sup>6)</sup> Sämtl. Werke, Bd. XXI, München 1974, Lit. Essays und Studien, 2. Teil, S. 171.

<sup>7)</sup> Die Rolle usw. Eine Theorie der menschlichen Staatsbildung nach Wesen und Wert. 2 Bde, Jena 1919. Bd. I, S. 139. — Heute noch lebt diese fama fort, die sich auf einen angeblichen Brief Schopenhauers an den Frankfurter Magistrat beruft: schon vor Jahrzehnten ist in allen einschlägigen Akten vergeblich danach gesucht worden. Es ist auch unwahrscheinlich, daß es ihn gegeben hat, denn Sch. schreibt an seinen Jugendfreund Anthime Grégoire de Blésimaire, 19. 12. 1836: „J'ai encore ma petite liaison ...“ (51. Jahrb. 1970, S. 41 ff.). — Vgl. auch P II, 456, 476, 499 und 500!!

<sup>8)</sup> Dr. [sic!] Oskar Eichler: Die Wurzeln des Frauenhasses bei A. Sch. Eine psychanalytische Studie. Bonn 1926 (= Arbeiten aus dem sexualpsychologischen Seminar von Prof. Liepmann, Berlin, Bd. I, H. 3), S. 39, 46, 49, 50 f., 53, 55; 59; 64 u. a. m.

<sup>9)</sup> Leo Fremgen: Metaphysik der Liebe. Eine Auseinandersetzung mit Sch.s Philosophie. Diss. Erlangen 1936.

<sup>10)</sup> Annemarie und Werner Leibbrand: Formen des Eros. Kultur- und Geistesgeschichte der Liebe. 2 Bde. Freiburg-München 1972. — Über Johanna Sch. Bd. II, S. 491 Anm.

<sup>11)</sup> Le deuxième sexe, Deutsch 1951. Von uns benutzt: Das andere Geschlecht. Eine Deutung der Frau. Hamburg 1960. (Rowohlt's deutsche encyklopädie. Bearbeitung von M. Langewiesche.)

<sup>12)</sup> Arthur Hübscher: Denker gegen den Strom. Bonn 1973.

<sup>13)</sup> Sch. zu Adam von Doß, Mai 1850. Gespräche, S. 152. — Vgl. auch HN IV 2, S. 117, Nr. 24.

<sup>14)</sup> „Diese herrliche Frau, die mich wie einen älteren Sohn behandelte und mir vom ersten Tag näherer Bekanntschaft bis zum letzten Atemzug ihres Lebens eine liebevolle, jeder Entfernung Trotz bietende Freundschaft bewahrte, war mir in Weimar eigentlich der Mittelpunkt des Dasseins.“ Karl v. Holtei bei H. H. Houben, Damals in Weimar, 2. A. Berlin (1930), S. 355.

<sup>15)</sup> Anselm Ritter v. Feuerbachs Leben und Wirken, aus seinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern, Vorträgen und Denkschriften, veröffentl. von s. Sohne

Ludwig Feuerbach, Leipzig 1852, unter dem Jahre 1815: „Bekanntschäften in Karlsbad und Franzbrunn im Juli.“

<sup>16)</sup> P II, S. 277 f., 662 f., 663.

<sup>17)</sup> 16. 8. 1844, in: MS Arthur Hübscher Abt. II, Nr. LXI. — Über Gerstenbergk: Tagebücher der Adele Sch., 2 Bde, Leipzig 1909, Bd. II, S. 132.

<sup>18)</sup> Brief v. 23. 6. 1818. In: Briefe, Nr. 42.

<sup>19)</sup> Die Briefe der Annette von Droste-Hülshoff, hrsg. von Karl Schulte Kemminghausen. Jena 1944, Bd. I, S. 221. An Sophie v. Haxthausen, 5. 9. 1834.

<sup>20)</sup> An Ottilie v. Goethe, 6. 6. 1836.

<sup>21)</sup> Adele an Arthur 5. 2. 1819: „Da schreibst Du närrischer Mensch, außer mir hättest Du nie eine Frau ohne Sinnlichkeit geliebt. Ich habe sehr gelacht . . .“ Adele an Arthur Schopenhauer. Unbekannte Briefe, hrsg. von Arthur Hübscher, Abt. I, Nr. 1, in diesem Jahrbuch, S. 156. Hans Zint hat der Beziehung Adele—Arthur einen ausführlichen Aufsatz gewidmet: „Sch. und seine Schwester. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Philosophen.“ 6. Jahrb. 1917, S. 179—247. Der einfühlsame Beitrag muß heute teilweise als überholt betrachtet werden — Zint konnte sich fast nur auf Gwinners Biographie stützen.

<sup>22)</sup> Zwischen 1804 und 1806. HN I, S. 1 f.

<sup>23)</sup> Wilhelm (v.) Gwinner: Sch.s Leben. 3. A. 1910, S. 323.

<sup>24)</sup> Vgl. Schopenhauer-Briefe, hrsg. von Ludwig Schemann, Leipzig 1893, S. 463f

<sup>25)</sup> Gespräche, S. 17.

<sup>26)</sup> HN I, S. 6 f.

<sup>27)</sup> Brief vom 12. 5. 1819 (Abt. I, Nr. 2), in diesem Jahrbuch S. 156.

<sup>28)</sup> Tagebücher, Bd. II, S. 20, 27. 4. 1819.

<sup>29)</sup> 56. Jahrb. 1975, S. 187 ff.

<sup>30)</sup> Brief vom 12./22. Mai 1819, in diesem Jahrb., S. 160. — Eine Analogie: „Goethe liebte in Rom in der Wirtstochter die Naturgewalt, in der anderen [Angelika Kauffmann] den kulturellen Stil des Lebens.“ Leibbrand a. a. O., Bd. II, S. 465.

<sup>31)</sup> 30. Jahrb. 1943, S. 207 ff., und 55. Jahrb. 1974, S. 39 ff.

<sup>32)</sup> 51. Jahrb. 1970, S. 41 ff.

<sup>33)</sup> HN IV, 2, S. 106. — Gespräche, S. 58 f.

<sup>34)</sup> Vgl. Schluß von Anm. 7f

<sup>35)</sup> HN III, S. 149. — Materielle Überlegungen spielen, insbesondere nach den Vermögensverlusten der Jahre 1819 und 1827, in Sch.s Überlegungen eine immer größere Rolle.

<sup>36)</sup> HN IV 2, S. 112; <sup>37)</sup> *ibid.*, S. 107; <sup>38)</sup> HN IV 2, S. 118; <sup>39)</sup> 19. 12. 1836, vgl. Anm. 7; <sup>40)</sup> HN IV 1, S. 273; <sup>41)</sup> P I, S. 374; <sup>42)</sup> HN IV 2, S. 15; <sup>43)</sup> HN IV 2, S. 120; auch an David Asher 4. 11. 1858 (Briefe, Nr. 441); <sup>44)</sup> 27. 2. 56 und 19. 3. 57 (Briefe, Nr. 381 und 409); <sup>45)</sup> 15. 12. 1856 (Briefe, Nr. 403).

<sup>46)</sup> 9. 6. 1853 an Lindner, dessen „sehr artige, hübsche, junge Frau (Sch. an Frauenstädt, 17. 9. 1856) den berühmten Artikel Oxenforde aus der „Westminster Review“ für den Abdruck in der „Vossischen Zeitung“ übersetzt hatte. (Briefe, Nr. 299 und Nr. 398).

<sup>47)</sup> Gabriel Laub in einer Rundfunksendung über Casanova (NDR, 31. 3. 1975).

<sup>48)</sup> Zu Robert v. Hornstein Okt. 1859. In: Gespräche, S. 225.

<sup>49)</sup> An Adam v. Doß, 1. 3. 1860. (Briefe, Nr. 487).

<sup>50)</sup> Cosima Wagner: Die Tagebücher, Bd. I, München/Zürich 1976, S. 777.

<sup>51)</sup> Vgl. dazu bereits HN IV 1, S. 131, und *bes. ibid.*, S. 263. Dazu „Ueber die Weiber“ P II, S. 659 ff.

<sup>52)</sup> P II, S. 658, 661 u. a. o.

<sup>52a)</sup> An F. A. Brockhaus, 22. 9. 1858 (Briefe, Nr. 438).

<sup>53)</sup> Brann a. a. O., S. 62. — Philipp Lersch: Vom Wesen der Geschlechter, 4. A. München-Basel 1968, S. 14.

<sup>54)</sup> Aus Arthur Sch.s handschriftlichem Nachlaß. Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente. Hrsg. von Julius Frauenstädt. Leipzig 1864, S. 90 f. und Fußnote auf S. 91. — Dazu P II, 580 (§ 285a)! Hier betont er sogar, daß „Weiber“ das lebenswürdigere Wort sei, denn: „... das Wort Frau [führt] den Sinn von ä l t l i c h und abgenutzt mit sich und klingt schon wie g r a u ...“

<sup>55)</sup> Johanna an Notar Schwabe, 17. 5. 1814 (54. Jahrb. 1973, S. 145).

<sup>56)</sup> Oberstaatsanwältin A. Werner in „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 23. 8. 1975.

<sup>57)</sup> Als besonders typisches Beispiel: Sarah Grand: The Heavenly Twins. London 1894.

<sup>58)</sup> Adele an Arthur Sch., 5. 2. 1819, S. 153 dieses Jahrbuchs.

<sup>59)</sup> August Bebel: Die Frau und der Sozialismus. Zitiert nach d. 131.—135. Tsd., Stuttgart 1911, S. 154, 156.

<sup>60)</sup> Brief an Frauenstädt, 2. 2. 1855 (Briefe, Nr. 352).

<sup>61)</sup> Leibbrand a. a. O., Bd. II, S. 494.

<sup>62)</sup> Ibidem, S. 496.

<sup>63)</sup> HN III, S. 590.

<sup>64)</sup> HN III, S. 311.

<sup>65)</sup> HN IV 1, S. 55.

<sup>66)</sup> Die ersten Worte der „Epiphilosophie“, W II, S. 736.

<sup>66a)</sup> 17. 2. 1853 (Briefe, Nr. 28f).

<sup>67)</sup> Schopenhauer im Fegefeuer. Ein Bekehrungsversuch in Briefen. Zu seinem 100. Geburtstag hrsg. von Franziska Branitz. Leipzig: Freund 1888.

<sup>67a)</sup> Bernhard Sorg: Zur literarischen Schopenhauer-Rezeption im 19. Jahrhundert. Heidelberg 1975 (Phil. Diss. Giessen), S. 21. — Vgl. die Rezension im 57. Jahrb. 1976, S. 99 f.!

<sup>68)</sup> P II, S. 652.

<sup>69)</sup> P II, S. 653.

<sup>70)</sup> E, S. 215. (Dort findet sich im übrigen bereits die Stelle über Frauen als Richter, vgl. hier S. 196).

<sup>71)</sup> W II, S. 661.

Alle Zitate aus Sch.s Werken nach der Ausgabe von Arthur Hübscher, 3. A. Wiesbaden 1972, in der üblichen Form: W I, II = Die Welt als Wille und Vorstellung, Bd. I und II; G = Die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde; E = Die beiden Grundprobleme der Ethik; P I, II = Parerga und Paralipomena, Bd. I und II.

Alle Zitate aus Sch.s Briefen nach der neuen historisch-kritischen Ausgabe von Arthur Hübscher, Bonn 1977, mit „Briefe“. — Zitate aus der historisch-kritischen Ausgabe der „Gespräche“ (Stuttgart-Bad Cannstatt 1971) mit „Gespräche“.

Die historisch-kritische Ausgabe von Schopenhauers Handschriftlichem Nachlaß, hrsg. von Arthur Hübscher, 5 Bde in 6, Frankfurt 1966—1975, zitiert als „HN“.

Bei den Zitaten aus „Ueber die Weiber“ (P II, S. 650—663) und „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ (W II, 607—651) wird aus Gründen der Raumersparnis auf Nachweise verzichtet, zumal die Kenntnis der wenig umfangreichen Texte vorausgesetzt werden kann.